

2018

vidualismus der modernen Schulreformer, der alles nur von den Bedürfnissen des einzelnen Kindes abhängig machen will, führt in seiner letzten Konsequenz zum pädagogischen Nihilismus. Die äußere Gliederung der Einheitschule sieht so aus: den Unterbau bildet die Volksschule. Sie hat „die Aufgabe, der Jugend jenes unerläßliche Mindestmaß von volkstümlicher allgemeiner Bildung zu vermitteln, das die Gesamtheit von jedem ihrer Glieder zur Sicherung des sozialen Lebens fordern muß“. Sie umfaßt vier oder fünf Schuljahre. Die zweite Stufe bildet die Bürgerschule; sie ist der „Schuloberbau innerhalb der Schulpflichtigkeit und umfasse vier aufsteigende Jahrgänge“. Auf der höheren Stufe der Bürgerschule werden „von selbst Arbeitsgemeinschaften entstehen, die ein elementares Bild von der großen Arbeitsgemeinschaft des Kulturvolkes bieten und die beste Vorbereitung für die bevorstehende Berufswahl sowie der beste Boden für das Kennen der Berufspflichten sind.“

Die nächste Stufe bildet die Mittelschule, die wieder vier Stufen umfaßt. Jetzt ist die Berufswahl. Sie spaltet sich in zwei Teile; je nachdem die Schüler geistig oder praktisch tätig sind. „Darum werden wir einerseits Schulen brauchen für die gelehrten Berufe, Schulen für die höheren technischen Berufe und für das Militär, Schulen für Künstler und Schulen für solche, die nach leitenden Stellen in der Landwirtschaft, im Gewerbe und im Handel streben, also Gymnasien, Realschulen, Lehrerbildungsanstalten, militärische Mittelschulen, Kunstgewerbeschulen, Handelsschulen usw. Die fortschreitende Kulturentwicklung wird vielleicht eine noch weitergehende Differenzierung der Schule nach der Berufswahl notwendig machen.“ „Für jene Kinder nun, die sich nach Vollendung der Schulpflicht sofort oder nach dem Verzuge, in einer Mittelschule Aufnahme zu finden, der Landwirtschaft, dem Handwerke oder dem Handel widmen, muß die Fortbildungsschule bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres verpflichtend sein.“ „Die Absolventen der Fortbildungsschule würden das große Heer für die niederen Stellen in allen Berufszweigen bilden, von den Absolventen der Mittelschule träte ebenfalls der größere Teil ins berufliche Leben ein, um dort die mittleren Stellen zu besetzen, die tüchtigsten von ihnen aber wären dazu berufen, in die Hochschule überzutreten. Sie würden dort zu den führenden Köpfen herangebildet, die die höchsten leitenden Stellen im sozialen Organismus zu versehen hätten.“

Die Hochschule ist nun das letzte Glied der Einheitschule. Sie gliedert sich in die Universität, die Hochschulen für Technik, Bodenkultur, die Handelshochschule, die Militärakademie und die verschiedenen Kunsthochschulen.

Dies, nach Lang, der äußere Aufbau der Einheitschule. Allein bedeutungsvoller noch als diese äußere Einheit des Schulwesens ist seine innere Einheit, der erzieherische Grundgedanke, der sich durch das Ganze zieht, der Geist, der das gesamte Schulwesen durchdringt. Die Einheitschule „muß dafür sorgen, daß unsere gesamte Bildung von einem Elemente völlig durchtränkt werde: vom völkischen Bewußtsein“.

„Darum muß neben der deutschen Sprache die deutsche Volkskunde und ihr wesentlicher Bestandteil, die deutsche Geschichte, in unserer Schule einen hervorragenden Einfluß gewinnen.“ „Die Pflege der deutschen Sprache und Geschichte bildet den Geist der völkischen Solidarität. . . Ihn in die Herzen unserer Jugend zu pflanzen, ist das Wichtigste in der Frage der Wehrhaftmachung unserer Jugend.“ „Unsere Schule muß in erster Linie die Fortpflanzungsstätte der deutschen Gesellschaft sein, die Einheitschule muß national sein.“ Lang verspricht sich von der Einheitschule eine hervorragende Wirkung gegen das Ueberhandnehmen der Klassengegenstände und des daraus entspringenden Klassenhasses. Er ist sich freilich auch bewußt, daß sie „den Klassengegensatz, den die gegenwärtige Organisation unseres Schulwesens geradezu züchtet und verschärft, niemals wird bannen können.“ „Das Bestehen der Klassen gründet sich auf die geistige Ungleichheit (!) und auf das biologische Gesetz (!) der Arbeitsteilung, und darum wird es immer und in jedem Volke auch eine wirtschaftliche Ungleichheit und eine Unter- und Ueberordnung geben wie in jedem lebenden Organismus.“

Das wären im ganzen die Gedanken Langs über die Einheitschule. Sie wären noch zum Abschluß zu bringen durch die flüchtig auftauchende Einsicht, daß diese Schulreform von einer anderen Reform werde begleitet sein müssen: von der Sicherung des Familienlebens, „von solchen Maßregeln, die die Familie davor bewahren, daß ihre Mutter in die Fabrik entführt wird.“

Was die Gedanken über die Einheitschule selbst anbetrifft, so gehen sie insofern über das gewöhnliche bürgerliche Maß hinaus, als Lang nicht nur einigen wenigen Befähigten die Möglichkeit einer besseren Bildung eröffnet wissen will — diesen beschränkten Gedanken der Auslese der Tüchtigsten verfocht bekanntlich Heinrich Schulz in seinem im Jahre 1911 erschienenen Buche „Die Schulreform der Sozialdemokratie“; in seinen späteren schulpolitischen Schriften tritt er dann immer bestimmter auf — sondern die konsequente Einheitschule fordert. Nun ist es, auch nach Lang, einigermaßen belanglos, welche äußere Form die Einheitschule erhält; immerhin läßt der Plan Langs erkennen, daß die Einheitschule sich ganz an das gegenwärtige Schulsystem anlehnt, daß sie also keineswegs ein revolutionäres Schulprinzip ist; ferner, daß es auch Lang nicht gelingt, die ungeheure Masse der für den Produktionsprozeß unentbehrlichen ungelerten Arbeiter in der Einheitschule unterzubringen; ferner, daß die Einheitschule, da sie die Klassengegenstände nicht aufheben kann, schließlich doch auf die Züchtung von „leitenden Köpfen“ im Produktions- und Verwaltungsweisen hinarbeitet; endlich, daß sie als „nationale“ Einheitschule auch in ihrer äußeren Form den Verhältnissen des Klassenstaates entsprechen muß. Entscheidend aber ist, daß die von der Bourgeoisie und den Sozialpatrioten angestrebte Einheitschule letzten Endes der körperlichen und geistigen Ertüchtigung des „deutschen Volkes“, seiner inneren und äußeren Wehrhaftmachung dienen soll. In dem bekannten Buch der Zwanzig entwickelt Heinrich Schulz das ganze Schulprogramm der Sozialdemokratie von diesem Gesichtspunkt der nationalen Wehrhaftmachung. Der General v. Bernhardski könnte es nicht besser und überzeugender entwickeln, und es ist ganz natürlich, wenn Lang in einem Anhang seines Buches unter den Zeugnissen eines Julius Ziehen, einer Gertrud Bäumer, eines Wolgast, Duden, E. Franke und Kuckhoff auch Heinrich Schulz als Zeugen auführt: „Natürlich wird es und muß es in alle Zukunft hinein verschiedene Schularten geben, die einander über- und untergeordnet sind. Je entwickelter ein Volk wird, je mehr seine kulturellen Ansprüche steigen, je mehr es diesen Ansprüchen durch kluge Vorbereitung und Schulung des Nachwuchses gerecht werden will, um so vielgestaltiger und gegliederter wird es sein Schulwesen einrichten. . . Es ist gar nicht abzumessen, welcher ungeheure Schaden dem deutschen Volke dadurch erwächst, daß die heutige Schule nur einen bescheidenen Bruchteil der im Volke vorhandenen Kräfte und Fähigkeiten aufsprießen läßt und zur Reife bringt.“ Dieselben Besorgnisse hat Lang auch, und darum fordert er die Einheitschule: „Wir wissen, daß wir nach dem Kriege auf die sorgfältigste Ausnutzung aller im Volke vorhandenen Anlagen und Kräfte angewiesen sein werden, und darum fordern wir die Einheitschule, ein Schulsystem, das jeder Begabung die ihr entsprechende Ausbildung sichert.“

So läuft die Frage der Einheitschule jetzt auf die Tatsache hinaus, daß die Einheitschule dasjenige Schulsystem ist, das den Bestand des Klassenstaates, der bürgerlichen Gesellschaft und des Kapitalismus am wirksamsten sichert? Daß sie ein Mittel zur Niederhaltung der Arbeiterklasse ist? Es ist klar, daß diese Zuspitzung des Problems eine besondere Behandlung erfordert. Es in dieser Schärfe zunächst einmal zu stellen, war unsere Absicht bei der Besprechung des vorliegenden Buches. G. Dt.

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Lüth); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

АРХИВ
БУНДА

1. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 15

:: Erscheint wöchentlich einmal. ::
Redaktion u. Expedition:
Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg).

Bremen, den 30. September 1916

Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 60 Pfg.,
vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Im Zeichen der Ohnmacht	Seite 113
Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie (Fort.)	114
Wissenschaftlicher Sozialismus	115
Die russische Arbeiterschaft gegen den Sozial-Chauvinismus	117
Aus unferm politischen Tagebuch	118
Feuilleton:	
Helden. Ein Volksmärchen	119
Der Paß. Von Iwan Bunin	119

Im Zeichen der Ohnmacht.

Man könnte von einer Komödie sprechen, wenn inmitten der Tragik des Weltkrieges die Zeit zu Komödien wäre. So ist die verfloßene Reichskonferenz nichts weiter als ein neuer Beweis für die totale Unfähigkeit der Sozialdemokratie zu irgendwelchen Taten. Selbst die Sozialpatrioten wagten keinen entscheidenden Schritt, obgleich es ihnen bislang doch gewiß nicht an Mut in der Verfolgung ihrer Ziele gemangelt hat.

Man betonte, daß die Konferenz keine bindenden Beschlüsse fassen solle, die über die Befugnisse der Parteitage hinausgingen. Es ist nicht klar ersichtlich, ob die sozialpatriotischen Instanzen ihres Erfolges nicht von vornherein ganz sicher waren, daß sie vor den Konsequenzen ihrer politischen Haltung zurückschrecken, oder ob sie am Ende aus wohlüberlegter Schonung der imperialistischen Interessen auf entscheidende Taten verzichteten. Denn nichts kann den Interessen des Imperialismus so sehr zuwiderlaufen, als die Abdankung der sozialpatriotischen Instanzen von der Führung der Gesamtpartei; weshalb denn auch die Einheit der Partei nur eine Formel ist, unter der die Instanzen ihr bourgeoisfreundliches Treiben fortsetzen können. Diese Einheit wäre aber in dem Augenblicke vor die Hunde gegangen, wenn die sozialpatriotische Mehrheit sich zur Forderung des Ausschlusses der Linksradikele hätte hinreißen lassen. So vermied sie sogar, ihre Absicht auch nur entfernt zu bekunden, ja, Ebert konstatierte am Schlusse der Tagung, daß die Gegenstände ja in Wirklichkeit gar nicht so groß seien, daß die Einheit nicht in vollem Umfange wiederhergestellt werden könnte.

So redeten die Sozialpatrioten auf der Konferenz, um das Wrack der Partei noch durch die tobenden Stürme hindurch in den Hafen der imperialistischen Politik zu bringen. In der sozialpatriotischen Presse klingt es hinterher anders, und da kommt die Meinung der Instanzen unverhüllt zum Ausdruck. Gleich am

Tage nach der Konferenz schrieb die „Chemnitzer Volksstimme“, die Konferenz habe den Spaltungsprozeß der Partei nicht aufhalten können und nach wie vor sei ein Zusammenarbeiten und ein organisatorisches Zusammensein mit den Linksradikele nicht möglich. Aber auf der Konferenz selbst wagte man diesen Schritt nicht und schreckte so vor den eigenen Konsequenzen zurück. Unfähig zur Tat gegen die Linksradikele begnügten sich die Instanzen mit dem „moralischen“ Eindruck, den die Zustimmung der Mehrheit zu ihrer Politik bei den Arbeitern und sonstwo erwecken sollte. Allein mit diesem moralischen Eindruck ist es nicht weit her. Rein mit fünf halbwegs gesunden Sinnen begabter Mensch wird sich durch die Verrenkungen imponieren lassen, durch die die Instanzen erst die Mehrheit erlangen konnten.

Bei aller Diplomatie waren die Instanzen doch nicht diplomatisch genug, um ihrem Verfahren den Anstrich eines höheren politischen Geniestreichs geben zu können, geschweige es dazu zu machen. So werden weder die Arbeiter auf diesen Mehrheitsbeschuß etwas geben, noch wird die Bourgeoisie und ihre politische Sachwalterin sonderlich mit ihm zufrieden sein. Die Sozialpatrioten verzichteten auf die Tat; ihre Worte wird niemand, ausgenommen vielleicht sie selbst, ernst nehmen.

Waren schon die Instanzen nicht imstande, den Ausschluß der Linken vorzubereiten, so war von dem Zentrum der Partei nochweniger zu erwarten. Zwar rückte der Sprecher der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft, Haase, von der Auffassung der Mehrheit in wesentlichen Punkten ab; aber sein Vorstandskollege, Ledebour, sprang sofort in die Bresche, nicht, um den Angriff gegen die Sozialpatrioten fortzusetzen und zu verschärfen, sondern um die Verhöhnung wieder anzubahnen, sodaß die Mehrheitspresse schreiben kann, daß in der entscheidenden Frage der Vaterlandsverteidigung, zu der sich Ledebour nach wie vor bejahend bekennt, während Haase seinen Standpunkt modifiziert hat, zwischen Mehrheit und Minderheit, die entschiedene Linke ausgenommen, keine Differenzen bestehe. So irreführend das nun auch sein mag, es bleibt im wesentlichen doch zurecht bestehen, solange die Arbeitsgemeinschaft nicht eine geschlossene klare Stellungnahme zu dieser Frage formuliert, was angesichts der Tatsache, daß innerhalb der neuen Fraktion die verschiedensten Auffassungen einträchtig trostlos nebeneinander bestehen, kaum jemals zu erwarten ist.

Das Parteizentrum vermochte trotz der Rede Haases die Mehrheit der Sozialpatrioten nicht zu entschlossenem reaktionärem Handeln anzutreiben. Es fehlte ihm die

Möglichkeit, die Abgrenzung gegen die Rechte mit solcher Schärfe vorzunehmen, daß den Sozialpatrioten nur das Entweder—oder übrig blieb. Es begnügte sich mit der Begründung seines Standpunktes; als dann aber die Abstimmung über die vorliegenden Resolutionen von der Minderheit bekämpft wurde, verzichtete das Zentrum der Partei auf jede programmatische Festlegung. So kam es denn nur zu einem Wortgefecht, bei dem es weder Tote noch Verwundete gab.

Die Linke war auf der Konferenz, wie vorauszu-
sehen war, mit nur wenigen Stimmen vertreten. Da
keinerlei Vorbereitungen getroffen waren, so bestand auch
innerhalb der kleinen Gruppe nicht einmal völlige Einig-
keit. Allein auf nebensächliche Dinge braucht dabei noch
nicht einmal Gewicht gelegt zu werden. Weit bedenkl-
icher ist, daß die Sprecherin der Gruppe „Internationale“,
Räthe Duncker, sich zu der taktischen Formel bekannte,
daß die Opposition zwar getrennt marschieren, aber ver-
eint schlagen wolle. Wenn diese Formel die taktische
Stellung der Gruppe Internationale gegenüber dem
Parteizentrum ist, so ist sie in höchstem Maße geeignet,
Verwirrung in dem eben erst unter größter Mühe be-
gonnenen Klärungsprozeß zwischen Linksradikalismus
und Parteizentrum zu bringen. Wir nehmen einstweilen
an, daß es sich nur um eine persönliche Meinung der
Genossin Duncker handelt. Die Gruppe wird aber gut
daran tun, zur Vermeidung von Mißverständnissen und
um den Linksradikalen ihren ohnehin schwierigen Kampf
nicht noch mehr zu erschweren, eine klipp und klare
Stellungnahme in dieser Frage zu bekunden. Den
Sammlungsagenten der Arbeitsgemeinschaft ist bis dahin
ein wichtiges Propagandamittel mehr in die Hand ge-
geben.

So waren die Auseinandersetzungen auf der Konferenz
ein einziger Beweis für die Ohnmacht der Sozialdemo-
kratie, und daraus mögen ihre Klassengegner immer noch
Trost schöpfen, wenn ihre Hoffnung auf einen glänzenden
Sieg der Mehrheit auch getäuscht worden ist.

Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie.

Im Zeitalter des Imperialismus.

Die imperialistischen Aufgaben des Staates.

Die Sozialimperialisten weisen darauf hin, daß der
imperialistische Staat dabei ist, über die bisherigen Grenzen
hinauszuwachsen. Seine wirtschaftlichen Kräfte sprengen
die bisherigen staatlichen Grenzen. Die wachsende Pro-
duktion sucht gesicherte Absatzmärkte, Rohstoffquellen, und
so erfolgt ein Zusammenschluß zu großen Im-
perien. Neben dem englischen, russischen, französischen
ist das mitteleuropäische im Entstehen begriffen. Sie
stellen einen großen wirtschaftlichen und politischen Fort-
schritt dar: Produktion auf großer Stufe, die Nieder-
reißung der Grenzen auf großen Gebieten. Und die
Kolonialpolitik dieser Kolosse bedeutet die Verbreitung
der kapitalistischen Produktionsweise über die ganze
Welt. Diesem historischen Prozeß sich zu widersetzen,
wäre kindisch. Ebenso wie die Organisation der Pro-
duktion durch die Kartelle und Trusts die Vorbedingung
für den Sozialismus innerhalb der kapitalistischen Staaten
war, so bereitet sie ihre imperialistische Expansion in der

ganzen Welt vor. Nur nachdem der Kapitalismus siegend
die ganze Weltkugel durchheilt haben wird, wird die Zeit
des Sozialismus gekommen sein. Aber nicht nur des-
wegen darf sich das Proletariat den imperialistischen
Zusammenschlüssen, den Annexionen und der Kolonial-
politik nicht widersetzen. Bevor die Stunde des Sozia-
lismus geschlagen hat, wird von dem Gedeihen jeder
dieser imperialistischen Staaten das Wohl und Wehe des
Proletariats abhängen: das Stocken des Absatzes, das
Ausbleiben der Rohstoffzufuhren, bedeutet Arbeitslosigkeit,
Notwendigkeit der Auswanderung, und somit Nieder-
gang der Arbeiterbewegung des betreffenden Landes.

Wie der Ruf: Deutschland, das Land der Organisa-
tion!, den die Lensch ausstoßen, nur eine Wiederholung
desselben Rufes bürgerlicher Imperialisten ist — man
lese nur Naumanns: „Mitteleuropa“ und Plenges:
„1789 und 1914“ — so sind auch diese ungeheuerlich
neuen Entdeckungen der Cunow, Renner und Lensch,
deretwegen sie nicht nur von der Mitwelt der Haenisch,
Grunwald, Cohen, Heilmann, sondern von sich selbst als
große Köpfe gefeiert werden, Gedanken für Gedanken ganz
gedankenlos von den Naumann, Rohrbach, Jaech ab-
geschrieben. Diese Feststellung enthebt natürlich nicht der
Pflicht, die Unrichtigkeit ihrer Gedankengänge zu beweisen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Grenzen der
kapitalistischen Staaten ebenso zu eng wurden für die
Entwicklung der Produktivkräfte, wie der Kapitalismus
selbst. Aber wie der Kapitalismus durch Kartelle und
Trusts den Krisen nicht entgehen kann, so kann er ihnen
auch durch die imperialistische Expansion nicht entgehen.
Die Erweiterung des Marktes wird immer durch das
Wachstum der Produktion überflügelt, eine Folge der
Unregelmäßigkeit der Produktion. Die Idee eines kapita-
listischen Welttrusts, der nicht nur jeden einzelnen Pro-
duktionszweig beherrscht, sondern auch die Produktions-
kräfte nach den Bedürfnissen der Menschheit verteilt, ist
vollkommen utopisch. Ihre Voraussetzung bildet die
Konzentration des Weltkapitals in ein paar Händen;
denn solange dies nicht der Fall wäre, würde jeder neue
technische Fortschritt die außerhalb der einzelnen Kartelle
stehenden Kapitalisten zur Errichtung von Konkurrenz-
werken reizen. Einen Zustand aber, in dem das Welt-
kapital sich nur in ein paar Händen befinden würde,
also die Weltproduktion vollkommen konzentriert wäre
und der Kapitalismus noch herrschen würde, einen Zu-
stand also, in dem ein paar Kapitalisten die ganze riesen-
große Aufgabe des Sozialismus erledigt haben, wagen
selbst die pessimistischen Sozialisten nicht anzunehmen.

Worin besteht also die Aufgabe der Imperien? Sie
können die Produktion in dem Maßstabe des Welt-
marktes nicht organisieren. Umgekehrt, suchen sie sie nur
in den eigenen Staatsgrenzen zu organisieren, um den
Bewohnern des Imperiums höhere Monopolpreise
diktieren zu können, obwohl die Vergrößerung des inneren
Marktes erlauben müßte, die Preise zu ermäßigen. Aber
die Monopole erstreben eben die Ermäßigung der Pro-
duktionskosten und die Erhöhung der Preise auf den
vergrößerten inneren Markt, um desto erfolgreicher, weil
zu ermäßigten Preisen, auf dem Weltmarkt zu konkurrieren.
Das sagt gleichzeitig, daß es eine Legende ist, wenn man
von der Aufrichtung der Imperien die Sicherung des
Absatzes erhofft. Kein noch so großes Imperium wird

sich als Absatzgebiet genügen. Besteht es aus kapitalistisch
entwickelten Ländern und Eingeborenenkolonien, nun,
dann muß es damit rechnen, daß sich angesichts der
Zurückgebliebenheit der Eingeborenen und ihrer großen
Ausbeutung ihre Konsumkraft sehr langsam entwickelt.
Besteht es aus kapitalistischen Industrie- und kapitalisti-
schen Agrarländern (wie die englischen Selbstverwaltungs-
kolonien Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland),
so muß es damit rechnen, daß jedes dieser Länder selbst
zur Industrie übergeht.

Aber nicht nur den Absatz, den Bezug von Roh-
stoffen kann kein Imperium sichern, wenn es nicht die
halbe Welt umfaßt, was auf die Länge hin unmöglich
ist. Denn die Bedürfnisse jedes großen Industrielandes
sind so groß und mannigfaltig, daß sie nur durch die ganze
Welt gedeckt werden können. Und die Rohstoffländer
sind dank der geographischen und klimatischen Bedingungen
ihrer Produktion gewöhnlich an gewisse Spezialkulturen
gebunden: für die kann wieder auch das große Imperium
allein kein genügendes Absatzgebiet bilden. Während
England seine Baumwolle trotz des Besitzes von Indien
und Ägypten größtenteils aus den Vereinigten Staaten
von Nordamerika bezieht, braucht Australien für seine
Wolle auch Deutschland als Absatzmarkt. Die Welt-
wirtschaft bildet ein unzertrennbares Ganzes. Nur ihre
Organisation würde einen historischen Fortschritt bedeuten.
Der Imperialismus vollzieht ihn nicht, er kann es nicht,
weil konkurrierende kapitalistische Gruppen seine Grund-
lage bilden, die nur möglichst große Stücke aus dem
weltwirtschaftlichen Zusammenhänge zu reißen suchen.

Die auf diese Weise gebildeten Imperien bilden
keineswegs irgend etwas neues vom Standpunkt der
Produktionsweise, sie bilden nur eine verschiedene Ein-
teilung der bereits bestehenden Produktionskräfte. Es
gibt keinen Grund, dank dem man annehmen müßte,
daß sie eine historisch notwendige Uebergangsstufe zum
Sozialismus sind, für den in West- und Mitteleuropa,
in Nordamerika die wirtschaftlichen Bedingungen auch
ohne die weitere imperialistische Entwicklung reif sind.

Aber die Kolonialpolitik, die Entwicklung des
Kapitalismus in den Kolonien, ist das kein wirtschaft-
licher Fortschritt? Jawohl: der europäische Kapitalismus
kann noch dazu beitragen, in den unentwickelten Ländern
die Produktivkräfte zu entwickeln. Er kann es aber
nur durch die kapitalistischen Methoden der Arbeit, die
wir hier nicht zu schildern brauchen. Das Proletariat
könnte diese Politik nicht unterstützen, selbst wenn die
Zeit des Kapitalismus noch nicht abgelaufen wäre, weil
es seine Hand nicht zur Vergrößerung der Proletarier-
massen bieten kann. Ethische Floskeln! erklärt Herr
Lensch. Aber wenn das Proletariat Europas sich z. B.
nicht zur Sklavenerhaltung bekennen würde, so würde es
dadurch doch nur seine heutigen und morgigen Interessen
wahren. Denn es würde sich von selbst verstehen, daß
die Sklaverei in den Kolonien nur auf Kosten des
Proletariats stattfinden würde, und es würde sich dadurch
Arbeitskonkurrenten schaffen, die unter der Peitsche zu
arbeiten gewohnt wären und seine Lebenslage herab-
drücken würden, sobald sie, was gar nicht ausbleiben
könnte, auf den europäischen Arbeitsmärkte erscheinen
würden. Und würde das Proletariat heute helfen, die
afrikanischen und asiatischen Hirten und Bauern zu

Sklaven zu machen, wie sollte es dann später versuchen
können, sie zu organisieren, um ihren Druck auf die
eigene Lebenshaltung zu verringern? Selbst wenn der
Kapitalismus die einzige jetzt mögliche Entwicklungsform
der Produktivkräfte wäre, das Proletariat könnte die
Kolonialpolitik dennoch nicht unterstützen. Seine Auf-
gabe würde sich natürlich nicht in platonischen Erklärungen
gegen die Kolonialpolitik ausdrücken. Es mußte mit
voller Energie für die Interessen seiner zukünftigen
Kampfgenossen eintreten.

Die Pflicht der Bekämpfung der Kolonialpolitik ist
umso größer, weil in Europa die Bedingungen für den
Uebergang zum Sozialismus bereits reif sind. Das
Interesse des Proletariats an der kolonialen Produktion,
die der sozialistischen Wirtschaft Europas wie Amerikas
manches bieten können wird, was sie selbst zu produzieren
aus klimatischen Gründen außerstande wäre, wird es
nicht zur Konquistadorenpolitik anregen, sondern zu
wirklicher Kulturhilfe an die unentwickelten Völker, die
ohne Peitsche und Alkohol in den europäischen Kultur-
kreis eintreten würde.

Der Behauptung der Sozialimperialisten, daß die
unentwickelten Völker durch den Kapitalismus hindurch
müssen, bevor sie zum Sozialismus gelangen können, ja
bevor die europäischen Völker den Kapitalismus nieder-
ringen können, widerspricht die ganze Weltgeschichte.
Immer existierten nebeneinander Kulturkreise von ver-
schiedener Stufe und niemals mußte jedes Volk alle
Stufen durchheilen, die andere durchheilt haben. Der
Kapitalismus existiert in Europa, obwohl es noch in
Afrika Völker gibt, die sich auf der Stufe der Ent-
wicklung der alten Germanen befinden und er sucht ihnen
die moderne kapitalistische Produktionsweise aufzupropfen,
ohne zu fragen, ob sie die Zeit des Kunsthandwerks usw.
durchgemacht haben.

Die imperialistischen Ziele, die sich die kapitalisti-
schen Staaten in Europa, wie in den unentwickelten
Ländern stellten — die Bildung imperialistischer Groß-
staaten, die Entwicklung des kolonialen Kapitalismus —,
sind keine Vorbedingungen für den Sieg des Sozia-
lismus, wie es die Sozialimperialisten behaupten. Um-
gekehrt, sie sind Mittel, zu denen das Kapital greift,
um den Widersprüchen seiner Wirtschaftsweise zu ent-
gehen, sein Leben zu verlängern. Sie können deswegen
keine Ursache sein für die Unterstüßung des Imperialismus
durch das Proletariat.

Wissenschaftlicher Sozialismus.

Der „Arbeiterpolitik“ ist von ihren Gründern der
Untertitel beigegeben worden: Wochenschrift für wissen-
schaftlichen Sozialismus. Sie ist dadurch zu
einem Zeichen geworden, dem widersprochen wird. Ihre
Freunde und Anhänger, deren Zahl erfreulicherweise in
stetem Steigen begriffen ist, haben hier und da das
Bedenken geäußert, daß die Arbeiterbewegung von
allem Anfang an ja unter der Fahne des wissenschaft-
lichen Sozialismus ihren Weg gegangen sei, ohne
daß durch alle noch so strenge Wissenschaftlichkeit,
deren sich insbesondere die deutsche Sozialdemokratie ge-
rühmt hat, und um derentwillen sie von den übrigen
Parteien der Internationale beneidet wurde, der Zusammen-
bruch gerade der deutschen Arbeiterbewegung verhindert

worden sei. Es sei also im Grunde nur eine Wiederholung, und besser als aller „wissenschaftlicher Sozialismus“ sei die Belehrung der Arbeiterklasse durch das eigene Erlebnis. Ja, das Extrem dieser Auffassung gipfelt in der These: Fort mit aller wissenschaftlichen Belehrung, da sie der Entwicklung der neuen Bewegung, des Auftretens der Arbeiterklasse selbst, nur neue Hindernisse in den Weg legt. Auf der andern Seite werden durch ihre Gegner der „Arbeiterpolitik“ und ihrem Geiste alle wissenschaftlichen Grundlagen rundweg abgesprochen. Selbst die dem Linksradikalismus am nächsten stehenden Teile des Parteizentrums kennzeichnen, wenn sie die „Arbeiterpolitik“ überhaupt erwähnen, ihren Geist durch die ironische Anwendung von Gänsefüßchen als unwissenschaftlich. Es erscheint also wohl angebracht, über den wissenschaftlichen Sozialismus erneut einige orientierende Bemerkungen zu veröffentlichen, zumal sich heute, ganz ähnlich den Verhältnissen jener Zeit, da die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus im „Kommunistischen Manifest“ sein erstes und bleibendes Denkmal errichteten, allerhand Auffassungen mit großer Wichtigkeit als die allein richtigen im Geiste des wissenschaftlichen Sozialismus aufgetan und so eine endlose Verwirrung in die Köpfe der Arbeiter getragen haben. Die Cunow und Lensch, die Winnig und Schulz beanspruchen ebenso die allein wahren Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus zu sein, wie die Schippel, David und Kolb. Es leuchtet aber selbst bei oberflächlichster Betrachtung ein, daß, wenn man sich zum wissenschaftlichen Sozialismus bekennen will, man allerdings wählen und sich entscheiden muß: man kann nicht Anhänger von Kolb, Lensch, Kautsky und Kadek zugleich sein, oder, was dasselbe ist: man kann nicht Sozialpatriot, Sozialimperialist, Sozialpazifist und Linksradikaler in einer Person sein. Und zwar geht die Grenzschiede ziemlich haarföhrig zwischen die drei ersten Kategorien und die letzte hindurch, wenn die äußersten Punkte der Gegensätze auch Sozialimperialismus und Linksradikalismus heißen.

Der wissenschaftliche Sozialismus ist die Philosophie des Proletariats; aber nicht des Proletariats schlechthin, sondern des seiner Klassenlage bewußten und von der Notwendigkeit des Klassenkampfes in der Richtung auf den Sozialismus überzeugten Proletariats. Diesem Proletariat gibt der wissenschaftliche Sozialismus die theoretische Grundlage und den Wegweiser für seinen Kampf ab. Und da dieser Kampf nicht ein zufälliger, von Zeit zu Zeit unterbrochener Zustand der Arbeiterklasse, sondern ein ununterbrochener Prozeß ist, in dem sie sich befindet und ständig weiterentwickelt, da dieser Kampf also die Lebensgrundlage der Arbeiterklasse überhaupt bildet, so ist der wissenschaftliche Sozialismus mehr als eine bloße Theorie, er ist die Lebens- und Weltanschauung der modernen Arbeiterschaft, er ist eben ihre Philosophie. Aber er unterscheidet sich von der klassischen Philosophie des Bürgertums nicht allein durch seine ökonomisch-materialistische Grundlage, nicht allein durch seine dialektische Auffassung des Gesellschaftsprozesses in Vergangenheit und Gegenwart, sondern vor allem dadurch, daß er sich nicht damit begnügt, die gesellschaftliche Welt zu erklären, daß er vielmehr das gesamte Beweis- und Aktionsmaterial für die Notwendigkeit ihrer Veränderung liefert. Er ist die Aktionsphilosophie des

kämpfenden Proletariats. Jedes bloße Erklären läuft auf Passivität hinaus. Alles verstehen, heißt alles verzeihen. Für den wissenschaftlichen Sozialismus ist das Verständnis der Gegenwart nur erst der Ausgangspunkt für den wichtigsten Teil seines Wesens: die Veränderung des Bestehenden.

Nun ist auch die klassische Philosophie auf dem besten Wege, neuerdings durch eine höhere Auffassung des Bürgertums, durch die Energetik, verdrängt zu werden, wenn dieser Prozeß auch noch durchaus in seinen Anfängen steckt. Die Energetik unterscheidet sich von der klassischen Philosophie im wesentlichen eben auch darin, daß sie, unter der Einwirkung des Entwicklungsgedankens, nicht nach irgend einem absoluten Prinzip, sondern nach den bewegenden Kräften sucht. Sie glaubt sie gefunden zu haben auf naturwissenschaftlichem Gebiete, in der Energie und ihren Transformationen. In der Energetik stellt sich der zur Zeit höchste Stand der bürgerlichen Denkweise dar. Sie ist durchaus und in ausschließlichem Sinne eine Philosophie der Tat und sie hat ganz folgerichtig ihr höchstes ethisches Gesetz in dem energetischen Imperativ gefunden: Vergeude keine Kraft, verwerte sie! Sie geht, wie alle Wissenschaft, von dem Grundsatz aus, die Welt der Erscheinungen in Vergangenheit und Gegenwart zu erforschen, um aus dem Ergebnis der Forschung die Richtlinien für die Gestaltung der Zukunft zu finden. Sie ist so, wie jede Wissenschaft, die unlösbare Verschmelzung von Theorie und Praxis, von Wissen und Handeln. Die Energetik ist nicht nur ein auf naturwissenschaftlicher Basis unternommener Versuch, das Leben in allen seinen Ausprägungen und Formen einheitlich zu begreifen, sondern es ebenso auch einheitlich zu gestalten. So nimmt der energetische Monismus zu allen Fragen der Gesellschaft Stellung, aber immer zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Gesellschaft nach dem Prinzip der Energie so rationell wie nur möglich umzuformen, um so auch im Leben des Einzelnen die Auslösung der in ihm ruhenden Energien möglichst zu steigern. Das bloße Wissen genügt nicht; es muß erst in Energie, in Tat umgesetzt werden, wenn es gesellschaftliche Bedeutung erlangen soll.

Dieser Stand der bürgerlichen Denkweise entspricht völlig der Kraftentwicklung, die der Imperialismus auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens erfordert. Die Energetik ist die Philosophie des Imperialismus. Ihr gegenüber kann es als gleichwertigen Faktor, als Philosophie der Tat, nur den wissenschaftlichen Sozialismus geben.

Wenn nun die Sozialimperialisten den Anspruch erheben, daß sie die wahren Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus sind, so übersehen sie dabei oder erkennen es nicht, daß ihre Auffassung, der der Wille zur Tat allerdings auch eigen ist, ganz in die bürgerliche Auffassung von der Notwendigkeit und daher auch von der Unterstützung des Imperialismus zu seiner höchsten Steigerung einmündet. Die praktische Politik der Sozialimperialisten, ihre Zustimmung zur Kolonialpolitik, zu den Rüstungen, zum Kriege, ihre Rechtfertigung indirekter Steuern unter dem Hinweis, daß durch die übermäßige Steigerung der direkten Steuern der Produktionsprozeß gefährdet, wenn nicht gehemmt oder untergraben wird: das alles redet zu überzeugend, als daß

man das bürgerliche Wesen des Sozialimperialismus jetzt, nach mehr als zweijähriger Kriegszeit, noch besonders zu erläutern brauchte. Und die Sozialpazifisten? Sie haben die Phrasologie des wissenschaftlichen Sozialismus beibehalten; aber ihnen fehlt gerade der Wille zur Tat. Sie wollen durch Verständigung erreichen, was nur durch Kampf ausgetragen werden kann. Kautsky hat in seinem Sammelbuch über den politischen Massenstreik die Formel dafür gefunden, daß der wissenschaftliche Sozialismus allemal da seine Kraft zu bewahren habe, wo es gelte, die Tat zu verhindern. Im Sinne des Sozialpazifismus, des Parteizentrums, soll die Wissenschaft das Handeln gerade überflüssig machen; ja, ist das Handeln gar der Feind der Wissenschaft. Der Linksradikalismus vereinigt das Rüstzeug des wissenschaftlichen Sozialismus mit der Tat. Analog dem entwickeltsten Standpunkt des Bürgertums, analog der Energetik als der Philosophie des Imperialismus, entwickelt er den Marxismus zur gegenwärtig höchsten Erkenntnis des klassenbewußten Proletariats, um aus dem wirklichen Kampf dieser Gegensätze die höhere gesellschaftliche Einheit, den Sozialismus zu entwickeln. Im Linksradikalismus verwirklicht sich zum erstenmal die Weltanschauung des Sozialismus. Alle die heroischen Kämpfe des modernen Proletariats, von den Anfängen der Chartisten bis über die russischen Riesenstreiks hinaus, finden die nächste Stufe ihrer Steigerung im bewußten Sinne des Sozialismus durch den Linksradikalismus verwirklicht. Die rein theoretische Schulung des Proletariats hat mit dem Linksradikalismus endgültig ihr Ende erreicht: es erfolgt die erste umfassende Verschmelzung von sozialistischer Theorie und sozialistischer Praxis, und damit die erste Verwirklichung des wissenschaftlichen Sozialismus. Als erste Stufe dieser Entwicklung haben die Linksradikalen die Säuberung der Arbeiterbewegung von den Resten und Trümmern bürgerlicher Elemente im Sozialpatriotismus, Sozialimperialismus und Sozialpazifismus erkannt. Hier hat die erste Probe des Linksradikalismus einzusetzen. Die Spaltung der Partei: das ist das erste Kampffeld, auf dem sich bürgerliche und proletarische Denkweisen scheiden; das ist die Vorbedingung für allen weiteren Kampf und alle weitere Entwicklung des wissenschaftlichen Sozialismus. Hier entscheidet sich zunächst, wenn der wissenschaftliche Sozialismus bloß Phrase, und wenn er die unlöbliche Einheit von Theorie und Praxis, wenn er wirklich und in der Tat Weltanschauung ist, die sein ganzes Leben bestimmt, sein Denken und sein Handeln.

Die russische Arbeiterschaft gegen den Sozial-Chauvinismus.

1.
Seit vier Jahren wird in Petersburg eine Arbeiterzeitschrift herausgegeben, genannt „Woprosy Strachowania“ („Fragen der Arbeiterversicherung“). Die Schrift erscheint auch während des Krieges — obwohl nicht ganz regelmäßig. Es ist keine Parteizeitung, aber dennoch die einzige jetzt in Rußland existierende legale Zeitung, die in engster Fühlung mit der klassenbewußten Arbeiterschaft Rußlands steht. Die Zeitschrift „Woprosy Strachowania“ wird herausgegeben unter Mitarbeiterschaft der

gesamten Arbeiterdelegation zum allrussischen Arbeiterversicherungsamt. Diese Delegation, von der Arbeiterschaft Petersburgs am Anfang 1916 wiedergewählt, besteht aus klassenbewußten Proletariern, die entschieden auf den Standpunkt des Marxismus stehen und dem Sozial-Chauvinismus gegenüber feindlich sind.

Es ist leicht zu begreifen, daß die Zeitschrift „Woprosy Strachowania“ während der jetzigen Krise der Arbeiterbewegung sich nicht nur mit speziellen Fragen der Arbeiterversicherung beschäftigt. In jeder ihrer Nummer finden wir auch Artikel, die die Krise des Sozialismus besprechen. Viele Spalten der Zeitschrift sind der allgemeinen Lage der Arbeiterklasse in Rußland, dem Kampfe der Richtungen innerhalb der russischen Arbeiterschaft gewidmet. Aus dieser authentischen Quelle wollen wir hier einige Tatsachen und Äußerungen mitteilen. Es wird im Auslande über die russische Arbeiterbewegung während des Krieges so viel dummes Zeug (ebenso wie „diplomatische“ quasi „Nachrichten“) kolportiert, daß es einmal gut ist, das Organ der russischen Arbeiterschaft selbst zu hören.

Ueber die Stimmung der Vortruppe der Petersburger Arbeiterschaft kann man auf Grund folgender Tatsache urteilen. Die Putilow-Werke beschäftigen jetzt etwa 25 000 Arbeiter. Es sind die Krupp-Werke Rußlands. Die Arbeiterschaft der Putilow-Werke stand immer an der Spitze des Petersburger Proletariats, wie auch des Proletariats von ganz Rußland. Seit dem blutigen Sonntag von 9.-22. Januar 1905 bis zu den letzten politischen Streiks gehen die putilowschen Arbeiter der Arbeiterklasse des ganzen Reiches mutig voran. Und nun teilt die Zeitschrift „Woprosy Strachowania“ (Nr. 52) folgendes mit:

Am 20.-2. Februar (1916) fanden neue Wahlen der Arbeiterbevollmächtigten zur Krankenkasse der Putilow-Werke statt. Die Wahl-Kampagne war sehr lebhaft und ist unter der Fahne des konsequenten Marxismus durchgeführt worden. Am 18. und 19. Januar fanden in den Werkstätten der Putilow-Werke Wahlversammlungen statt. Gewählt sind 100 Arbeiter-Bevollmächtigte, in der erdrückenden Mehrheit sind es konsequente Marxisten (so werden in der legalen Presse immer die Anhänger der Bolschewiks genannt, die aufs entschiedenste den Sozial-Chauvinismus bekämpfen).

Ungeachtet aller zaristischen Repressalien, ungeachtet aller Treibereien der russischen Sozial-Chauvinisten, die sich mit der Bourgeoisie vereinigt haben, ungeachtet aller „patriotischen“ Manifeste des Herrn Plechanoff, die massenhaft von den Reaktionären verbreitet werden, ungeachtet der chauvinistischen Reden der „i. d.“ Duma-abgeordneten Burianow, Tschenkeli und Co., ungeachtet alles dessen wählen die putilowschen Arbeiter streng internationalistisch. Die Putilow-Werke — eine Feste des Internationalismus! Die Putilow-Werke demonstrieren gegen den Sozial-Chauvinismus! Diese einzige Tatsache besagt mehr als hundert reklamehafte Artikel der Plechanowleute. Die Putilow-Werke haben sich nochmals für unsere Richtung entschieden. Für jeden, der einigermaßen die russische Arbeiterbewegung kennt, besagt diese einzige Tatsache mehr, als zehn „diplomatische Berichte“. Die Putilow-Werke auf Seiten der Bolschewiks; das bezeichnet genügend die allgemeine

Stimmung der Arbeitermassen, und das ist ein sicheres Barometer für die Stärkeverhältnisse der Richtungen innerhalb der russischen Arbeiterschaft.

Von noch größerer Wichtigkeit ist die Mitteilung über die allgemeinen Wahlen zum Reichsversicherungsamt, die am 31.-13. Februar 1916 stattgefunden haben. Es galt zwei Vertreter und acht Kandidaten der Arbeiterschaft zu wählen. Die Zeitschrift „Woprosy Strachowania“ (vom 16.-29. März 1916) teilt darüber folgendes mit: Im Namen der 79 in Petersburg funktionierenden Arbeiterkrankenkassen erschienen 71 Arbeiter-Bevollmächtigte. Darunter Vertreter dreier Richtungen: konsequente Marxisten (d. h. Bolschewiks), Liquidatoren (in Rußland, mit einigen Ausnahmen, sämtlich Sozial-Chauvinisten) und Narodniki (d. h. „Sozialisten-Revolutionäre“, in Rußland die Mehrheit „patriotisch“ gesinnt). Zwei dieser Richtungen (die Liquidatoren und die Narodniki) haben sich geeinigt und einen Wahlblock gebildet. Vor der Eröffnung der Versammlung sind zwei Kandidatenlisten verteilt worden: die konsequent-marxistische (internationalistische) und die liquidatorische. Die konsequenten Marxisten haben in ihren Reden darauf hingewiesen, daß die Liquidatoren die Arbeiter-Lösungen nur im Munde führen, tatsächlich aber bleiben sie im Schlepptau der Bourgeoisie.

Es gab eine umfangreiche Diskussion zwischen den beiden Richtungen. Dann fanden die geheimen Wahlen statt. Das Resultat: vollständiger Sieg der konsequenten Internationalisten; beide Arbeiter-abgeordneten (Segorom, von den Putilow-Werken, Kroslikow, von den Lefner-Werken) und sieben von acht Kandidaten sind aus der konsequent-marxistischen Liste gewählt. Die Anhänger der Bolschewiks erlangten eine fast zwei Drittel Mehrheit über beide anderen vereinigten mehr oder minder „patriotischen“ Richtungen.

Die Lage der Internationalisten in der legalen Arena ist momentan wirklich nicht leicht. Die ganze bürgerliche Presse unterstützt selbstverständlich die Sozialpatrioten. Und dennoch hat der Internationalismus diesen Sieg davongetragen! Der Eindruck war in Petersburg sehr groß. Die Herren Liberalen aus der „Ketsch“ und den „Russka Wiedemosti“ waren außer sich und schimpften gehörig auf die „Anti-Patrioten“.

Eine andere Mitteilung — aus der Stadt Baku, dem einzigen großen Arbeiterzentrum des Kaukasus. Dem „Woprosy Strachowania“ (Nr. 50) schreibt man aus dieser Stadt: Als in Samara (eine Stadt an der Wolga) die Zeitung „Nasch Golos“ erschien (die Zeitung war „gemäßigt“ sozialpatriotisch) haben die Vorstände des Buchdruckerverbandes und des Schneiderverbandes beschlossen, die Zeitung zu verbreiten. Die Not an einer Arbeiterzeitung war groß, und einige Namen der Mitarbeiter des „Nasch Golos“ schienen Garantien zu geben. Als die Richtung der Zeitung aber bekannt wurde, haben beide genannten Gewerkschaften fast einstimmig beschlossen, auf das Verbreiten des „Nasch Golos“ zu verzichten und darüber der Redaktion ein motiviertes Schreiben zu senden.

So verhalten sich legale Arbeiterorganisationen zu den „gemäßigten“ Sozialpatrioten, die die Teilnahme an den berichtigten Kriegsindustriekomitees propagieren.

Die illegalen Arbeiterorganisationen sind den Sozial-Chauvinisten noch feindlicher gesinnt.

Die Zeitschrift „Woprosy Strachowania“ druckt eine Reihe von Briefen der nach Sibirien deportierten fünf Duma-Abgeordneten ab. Es ist bemerkenswert, daß die russischen Arbeiter schon mehr als 5000 Rubel zur Unterstützung dieser ihrer fünf Vorkämpfer gesammelt haben. Die Sammlungen dauern fort. Von allen Orten gehen den fünf Genossen Sympathieerklärungen seitens der Arbeiter zu.

Ebenso ergreifend sind die vielen Briefe und Sympathieerklärungen der s. d. Verbannten aus Sibirien. Die Nr. 54 der „Woprosy Strachowania“ (vom 31.-13. Juni 1916) druckt eine Reihe solcher Sympathieerklärungen aus Turuchansk, Jenisseisk, Salansk usw. ab. Die verbannten Genossen senden der Zeitschrift ihre letzten Groschen — nur soll sie öfter erscheinen. Sie solidarisieren sich mit der Zimmerwalder Linken und senden Gefühle ihrer internationalen Solidarität den Internationalisten aller Länder.

Aus unserm politischen Tagebuch.

25. September.

Der bayrische Ministerpräsident v. Hertling, der gleichzeitig Vorsitzender des Bundessatzungsausschusses für auswärtige Angelegenheiten ist, erklärte dem Vertreter der „New York World“: „Wir wünschen nicht irgend ein Volk zu vernichten oder irgend eine Nation zu zerschmettern.“

Sir Eduard Grey erklärte dem Vertreter der „Chicago Daily News“ auf die Frage, ob es wahr ist, daß England die Zerstörung Deutschlands erstrebe: „Wir haben uns nie mit einem solchen Wahnsinnsgedanken getragen. Wir wünschen nicht derartiges, und Herr v. Bethmann-Hollweg weiß das.“

Und trotzdem können sie sich nicht finden. Vielleicht verstehen sie beide was anderes unter demselben Worte Zerstörung.

Der deutsche Parteivorstand und Parteiauschuß haben sich grundsätzlich gegen Annerionen erklärt.

Die französischen Sozialpatrioten erklären sich grundsätzlich gegen Annerionen und organisieren einen Kongreß der Entente-Sozialisten, der das bekräftigen soll.

Und trotzdem können sie sich nicht finden. Vielleicht verstehen sie beide etwas anderes unter demselben Wort Annerionen, oder wissen beide aus eigener Erfahrung, daß man sich heißer gegen Annerionen schreien und doch dem Imperialismus trefflich helfen kann, sie vorzubereiten.

In dem in der Presse veröffentlichten Aufruf der „Zentralstelle Völkerrecht“, der auch von Eduard Bernstein gezeichnet ist, heißt es:

„Der Friede, der diesen Krieg beendet, soll selbstverständlich nach Auffassung der Zentralstelle die Freiheit des deutschen Volkes, die Unabhängigkeit des deutschen Reiches, die Unversehrtheit des deutschen Bodens, die Wahrung der deutschen Interessen im Auslande und die Erhaltung der wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten des deutschen Volkes sicherstellen.“

Punkt für Punkt sind dieselben Forderungen in der Friedenspetition des Parteivorstandes enthalten. Man muß also feststellen, daß zwischen dem sozialpatriotischen Parteivorstand und dem Führer der zentralistischen Opposition eine grundsätzliche Uebereinstimmung herrscht. Ihre Wege gehen nur auseinander, wo die Rede auf die Durchführungsmittel kommt. Die Sozialpatrioten glauben das Ziel nur durch den deutschen Waffenrieg erreicht zu können, Eduard Bernstein hofft, daß es schon jetzt Zeit ist, zu Friedensverhandlungen. Aber inzwischen steht er auf dem Boden der Vaterlandsverteidigung, die „nur von einer kleinen Sekte verneint wird.“ Zwischen Eduard Bernstein, dem Führer der zentralistischen Opposition und den Führern der Sozialpatrioten herrscht nur eine kleine Differenz über eine Tatsachenfrage. Lohnt es sich deswegen soviel Krach zu schlagen?

Feuilleton

Helden.

Ein Volksmärchen.

Vor ein paar Hundert Jahren, als die Leute noch lange nicht so klug und verschmisht waren, als sie heutzutage sind, hat sich in einer kleinen Stadt eine seltsame Geschichte zugetragen. Von ungefähr war eine von den großen Eulen, die man Schuhu nennt, aus dem benachbarten Walde bei nächtlicher Weile in die Scheuer eines Bürgers geraten und wagte sich, als der Tag anbrach, aus Furcht vor den andern Vögeln, die, wenn sie sich blicken läßt, ein furchtbares Geschrei erheben, nicht wieder aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Als nun der Hausknecht morgens in die Scheuer kam, um Stroh zu holen, erschrak er bei dem Anblick der Eule, die da in einer Ecke saß, so gewaltig, daß er fortließ und seinem Herrn ankündigte, ein Ungeheuer, wie er Zeit seines Lebens keins erblickt hätte, säße in der Scheuer, drehte die Augen im Kopfe herum und könnte einen ohne Umstände verschlingen.

„Ich kenne dich schon,“ sagte der Herr, „einer Amsel im Felde nachzujagen, dazu hast du Mut genug, aber wenn du ein totes Huhn liegen siehst, so holst du dir erst einen Stock, ehe du ihm nahe kommst. Ich muß nur selbst nachsehen, was das für ein Ungeheuer ist,“ setzte der Herr hinzu, ging ganz tapfer zur Scheuer hinein und blickte umher. Als er aber das seltsame Tier mit eigenen Augen sah, so geriet er in eine noch größere Angst als der Knecht. Mit ein paar Sähen sprang er hinaus, schrie und lief zu seinen Nachbarn und bat sie flehentlich, ihm gegen ein unbekanntes und gefährliches Tier Beistand zu leisten; die ganze Stadt könne in Gefahr kommen, wenn es aus der Scheuer, wo es säße, herausbräche. Es entstand ein großer Lärm und Geschrei in allen Straßen; alle Bürger, Männer und Weiber und Kinder, stürzten hervor und kamen mit Spieß und Heugabeln, Senfen und Äxten und wollten gegen den Feind ausziehen. Zuletzt erschienen auch die Herren des Rats mit dem Bürgermeister an der Spitze. Sie zogen alle nach dem Markt, allwo sie sich ordneten. Und der Geistliche kam und segnete sie mit einem frommen Spruch. Als sie sich geföhrt und geordnet hatten, zogen sie zu der Scheuer, voran die Knechte, dann die Mägde, dann die Kinder, und zuletzt die großen Herren und Räte der Stadt. Hinterher aber ging der Geistliche und redete viel vom Mut, den der Gottesfürchtige hat und von der Kraft des Herrn, so den erfüllt, der auf ihn baut. So kamen sie zur Scheuer und umringten sie von allen Seiten. Es mochte aber keiner der erste sein, der hineinging. Da trat einer der Beherztesten hervor, der einen langen Spieß trug, fielte ihn und ging hinein, kam aber gleich darauf mit einem Schrei und totenbleich wieder herausgelaufen und konnte kein Wort hervorbringen, und sie trugen ihn fort und legten ihm Sitzen und Brust mit Wasser. Noch zwei andere wagten sich hinein; es erging ihnen aber nicht besser. Endlich trat einer hervor, der war ein großer und starker Mann und wegen seiner Kriegstaten weit und breit berühmt; der sprach: „Mit bloßem Angassen werdet ihr das Ungeheuer nicht vertreiben; hier muß Ernst gebraucht werden; aber ich sehe, daß ihr alle zu Weibern geworden seid und keiner den Fuhs beißen will.“ Und er ließ sich Harnisch, Schwert und Spieß bringen und rüstete sich. Alle rühmten seinen Mut, obgleich auch viele um sein Leben besorgt waren und etliche unter den Weibern weinten. Die beiden Scheuertore wurden aufgetan, und man erblickte die Eule, die sich indessen in die Mitte auf einen großen Querbalken gesetzt hatte. Er ließ eine Leiter herbeibringen, und als er sie anlegte und sich bereitete, hinaufzu-

steigen, so riefen ihm alle zu, er solle sich männlich halten und empfehlen ihn dem heiligen Georg, der den Drachen getötet hatte. Als er bald oben war, und die Eule sah, daß er an sie wollte, auch von der Menge und dem Geschrei des Volkes verwirrt war und nicht wußte wohinaus, so verdrehte sie die Augen, sträubte die Federn, sperrte die Flügel auf, gnappte mit dem Schnabel und ließ ihr „Schuhu, schuhu“ mit rauher Stimme hören. „Stoß zu, stoß zu!“ rief die Menge draußen dem tapferen Helden zu und der Bürgermeister rief am lautesten. „Wer hier stände, wo ich stehe,“ antwortete der Held, „der würde nicht ‚stoß zu‘ rufen.“ Er setzte zwar den Fuß noch eine Staffel höher; dann aber fing er an zu zittern und machte sich halb ohnmächtig auf den Rückweg.

Nun war keiner mehr übrig, der sich in die Gefahr hätte begeben wollen. „Das Ungeheuer,“ sagten sie, „hat den stärksten Mann, der unter uns ist, durch sein Gnappen und Anhauchen allein vergiftet und tödlich verwundet, sollen wir andern auch unser Leben in die Schanze schlagen?“ Sie ratschlagten, was zu tun wäre, wenn die ganze Stadt nicht sollte zu Grunde gehen. Lange Zeit schien alles vergeblich, bis endlich der Bürgermeister einen Ausweg fand. „Meine Meinung geht dahin,“ sprach er, „daß wir aus dem Gemeindefäkel diese Scheuer samt allem, was darin liegt, Getreide, Stroh und Heu, dem Eigentümer bezahlen und ihn schablos halten, dann aber das Ganze und mit ihm das fürchterliche Tier abbrennen, so braucht doch niemand sein Leben daran zu setzen. Hier ist keine Gelegenheit zu sparen, und Knauzerei wäre übel angewendet.“ Dieser Rat gefiel allen wohl. Also ward die Scheuer an allen vier Ecken angezündet. Wie aber die Eule merkte, daß es ihr zu heiß wurde, entfloch sie stracks in den nahen Wald. Die Scheuer aber brannte bis auf den Grund nieder und weil gerade ein heißer Tag war, und alle Scheuern bis oben voll Heu und Stroh lagen, brannte alsbald die halbe Stadt und auch der Gemeindefäkel ging verloren und man hat ihn nicht gefunden bis auf den heutigen Tag.

Der Paß.

Von Iwan Bunin.

Es ist schon lange Nacht und ich wandere noch immer über die Berge, zu dem Paß, ich wandere unter Wind und kaltem Nebel und hoffnungslos, doch voll Gehorjam folgt mir am Bügel das nasse, müde Pferd, mit den leeren Steigbügeln klirrend. Als ich in der Dämmerung am Fuße der Kiefernwälder ausruhe, hinter denen der baumlose und öde Steig beginnt, sah ich noch weiter hinab in die unermeßliche Tiefe unter mir, mit jenem eigenen Gefühl des Stolzes und der Kraft, mit dem man aus einer großen Höhe hinuntersehauet. Dort weit unten im dunkelnden Tale konnte man noch Lichter sehen, am Strande des Meerbusens, der sich gen Osten weiter und weiter dehnte und sich gleich einer Wand von nebelhaftem Blau erhob, die den Himmel umarmte. Auf die Berge aber sank schon die Nacht herab. Es wurde schnell dunkel und je näher ich den Wäldern kam, um so düsterer und majestätischer wuchsen die Berge empor und in die Tiefen zwischen ihren Gipfeln stürzte in langen, wallenden Streifen der dichte, graue Nebel, vom Sturm gepeitscht. Er ward hinuntergerissen von der Höhe des Plateaus, das er gleichsam mit einem losen, gigantischen Zaune umgab und durch dessen Pfähle er die düsteren Tiefen der Schluchten zwischen den Bergen scharf hervortreten ließ. Der Wald begann schon zu rauchen, indem er vor mir emporwuchs unter tiefem, dumpfem, weltfremdem Rauschen der Kiefern. Es ward winterkühl. Wind und Schnee setzten ein. . .

Die Nacht sank ganz herab und ich ging lange unter dem dunklen und nebligen Gewölbe des rauchenden Bergwaldes und suchte mich wenigstens etwas vor dem Winde zu schützen. „Bald ist der Paß erreicht,“ sagte ich mir, „die Gegend ist gefahrlos und

2018

bekannt, und in zwei bis drei Stunden werde ich in der Stille hinter den Bergen fein in einem lichten, bewohnten Haus. Jetzt wird's doch schon früh dunkel." Aber es vergeht eine halbe Stunde, eine ganze Stunde. . . Jeden Augenblick scheint es mir, daß der Paß nur noch zwei Schritte von mir ist, der kahle, steinige Steig aber nimmt kein Ende. Drunten liegen schon lange die Kiefernwälder hinter mir, schon lange war das niedrige, vom Sturm gebeugte Buschwerk vorüber und ich beginne müde zu werden und zu frieren in dem kalten Nebel und Winde. Mir kommt der Friedhof derer, die auf dieser Höhe umgekommen, in Erinnerung — etliche Gräber inmitten eines Kiefernstandes, nicht weit vom Pässe, in denen tatarische Holzhauer, die unter dem Wintersturm von der Sajla abgestürzt sind, begraben liegen. . . Diese Gräber sind nicht mehr fern — und ich fühle, auf welch welfremder, wilder Höhe ich bin, und bei dem Bewußtsein, daß rings um mich jetzt nur Nebel und Abgründe sind, krampft sich mir das Herz zusammen. Wie werde ich an den einsamen Stein- und Denkmälern vorübergehen, wenn sie im Nebeldunkel menschliche Gestalt annehmen? Werde ich denn erst in tiefer Mitternacht den Paß erreichen? Und werde ich genug Kraft besitzen, von den Bergen hinunterzusteigen, wenn ich schon jetzt die Vorstellung von Zeit und Raum verlieren? Aber zum Nachdenken ist keine Zeit, — ich muß vorwärts . . .

Weit in der Ferne vor mir hebt sich dunkel etwas aus dem dahingehenden Nebel. . . Da liegen finstere Hügel, schlafenden Bären gleich. Ich steige hinüber, von Stein zu Stein, und mir folgt das Pferd, wobei es immer wieder sich losreißt und klirrend mit den Hufen auf die nassen Kieselsteine tritt. Da merke ich plötzlich, daß von neuem der Weg langsam ansteigt! Ich bleibe stehen — und Verzweiflung faßt mich an. Ich zittere am ganzen Körper vor Anstrengung und Müdigkeit, meine Kleidung ist ganz vom Schnee durchnäßt und der Wind durchdringt sie durch und durch. Soll ich um Hilfe schreien? Aber jetzt haben sich sogar die Hirten in ihre homerischen Hütten mit den Ziegen und Schafen verborgen. — Kein Mensch wird mich hören. Und mich umschauend denke ich fast mit Entsetzen:

„Mein Gott! Habe ich mich verirrt? Ist es vielleicht meine letzte Nacht? Und wenn nicht, wo und wie werde ich sie zubringen?“
Es ist spät, — der Kiefernwald rauscht dumpf und schlaftrunken in der Ferne. . . Die Nacht wird immer unheimlicher und unheimlicher, und ich fühle es, ob ich auch nichts mehr von Zeit und Raum weiß. Jetzt erlosch das letzte Licht drunten im tiefen Tale und allgewaltig deckt alles der graue Nebel, wissend, daß die Stunde seiner Macht gekommen, — die unendliche, unheimliche Stunde, wo alles auf der Erde vergeht und kein Morgen mehr tagt und nur die Nebel steigen und die Berge verschlingen, die majestätisch auf einsamer Mitternachtswache stehen, — und das Rauschen der Wälder wird über die Berge gehen, und dichter und dichter werden die Schneeflocken sinken auf den verödeten Paß. Indem ich mich gegen den Wind schützte, wende ich mich zu meinem Pferd. Das einzige lebendige Wesen, das um mich geblieben ist! Aber das Pferd schaut mich nicht an. Naß, erfroren, gebeugt unter dem Sattel, der traurig auf seinem Rücken hängt, steht es, dehmütig den Kopf zu Boden, mit gesenkten Ohren. Und ich reiße es erbittert am Zügel und setze von neuem mein Gesicht dem nassen Wind und Schnee aus und gehe ihnen von neuem entgegen. Versuche ich mit meinem Blick meine Umgebung zu durchdringen, sehe ich nur die grau dahinwallende Finsternis, die einen mit ihrem Schnee blendet . . . und ich fühle unter den Füßen den schlüpfrigen, steinigen Boden. Horche ich, so vernehme ich nur das Säusen des Windes in meinen Ohren und das monotone Klirren hinter meinem Rücken . . . Die Steigbügel schlagen aneinander.

Aber merkwürdig, — meine Verzweiflung macht mich stark!

Ich schreite kühner aus und der erbitterte Vorwurf gegen einen, der dies alles verschuldet hat, freut mich. Ja, er geht schon über in jenen düsteren und hartnäckigen Gleichmut gegen alles, was kommen mag. Ein Gleichmut, der die steigende Sorge und Hoffnungslosigkeit süß empfinden läßt. . .

Da endlich ist der Paß! Jetzt ist es klar, daß ich die Höhe des Steiges erreicht habe, aber mir ist es gleich. Ich gehe über die glatte Fläche, der Wind jagt den Nebel in langen Fegen und wirft mich hin und her, aber ich beachte ihn nicht. Schon aus dem Säusen des Windes und dem Nebel allein fühlt man, wie tief die Nacht sich der Berge bemächtigt, — schon längst, längst schlafen in dem Tale in ihren kleinen Hütten die kleinen Menschen, aber ich eile nicht, ich gehe mit zusammengebißnen Zähnen und murmele, mich zum Pferde wendend: „Macht nichts, macht nichts, vorwärts! Wir gehen, bis wir hinunterstürzen. . . Wieviel solcher schwerer und einsamer Pässe gab es schon in meinem Leben.“ Von früher Jugend an geriet ich von Zeit zu Zeit in ihren Bannkreis. Wie die Nacht schlichen an mich heran Kummer und Sorge, Krankheit und Elend, an mich und meine Nächsten; Treubruch und Verrat, von denen, die ich liebte, der Freundschaft bitteres Leid und die Stunde des Abschieds von allem, was mir lieb und teuer geworden. Aber unentwegten Herzens nahm ich den Wanderstab und ging . . . und die Pfade zu neuem Glück waren steil und beschwerlich. Nacht, Nebel und Wind überfielen mich auf der Höhe und die unheimliche Einsamkeit packte mich auf den Pässen. . . Macht nichts, vorwärts!“

Jeder muß über seinen Paß. Stolpernd wandle ich wie im Schlafe. Bis zum Tagesanbruch ist es noch weit. Die ganze Nacht werde ich hinuntersteigen müssen durch die Täler und erst am frühen Morgen vielleicht werde ich schlafen können, einen Totenschlaf — zusammengekauert; nur eins zu fühlen — die Wärme der Wärme nach der eisigen Kälte — und die süße Ruhe nach dem qualvollen Wege.

Der Tag wird mich wieder mit Menschen und Sonne erfreuen und wieder mich auf lange Zeit betrügen und mich zwingen, der Pässe zu vergessen. Aber sie werden von neuem kommen und der schwierigste und einsamste wird der letzte sein. . . Wo werde ich hinunterstürzen und für immer in der Nacht und in dem Sturm auf den nackten, urewig öden Felsen bleiben?

Befreiung.

Rüzt es, daß ihr uns von leichten Banden befreit, und dagegen uns ganz zwingt in den eisernen Stock?

Herder.

Bereit war alles, Feuer, Schwert und Hand,
Um sie zu schwingen, als fürchtbare Wehr.
Mit Sehn und Hero zum Norden angepannt,
Wie vor der Höhl' ein Löwe steht das Heer,
Die Menschen-Hydra! Unheil atmend wand
Sie sich aus ihrem Pfuhl und kroch daher,
Statt Köpfen Helben, die umsonst gemäht,
Sich stets erneuern mit Rapidität.

Geschichte nimmt die Dinge nur en gros;
Wenn wir sie im Detail vor Augen sehen,
Wie viel der Krieg arm macht, wie wenig froh,
So würden wir fortan den Kriegsruhm schmäh'n,
Der so viel Korn vergeudet bloß um Stroh,
Um etwas mehr Gebiet und mehr Trophäen.
Das Trocknen einer Träne ist wahrer Ehre
Näher, als das Vergießen blutiger Meere.

Byron („Don Juan“).

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Lüth); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik



1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.** Nr. 16

Er erscheint wöchentlich einmal. Redaktion u. Expedition: Waller Heerstr. 52 (Eing. Torweg). **Bremen, den 7. Oktober 1916** Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch die Post bez.: monatlich 60 Pfg., vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellschein

Inhalt:

Nach der Parteikonferenz 1.	Seite 121
Staat, Nation, Imperialismus und Sozialdemokratie (Fortf.)	122
Die russische Arbeiterschaft gegen den Sozial-Chauvinismus. Von G. Zinowiew.	124
Sozialpatriotismus und Parteiposition	125
Aus unserm politischen Tagebuch	127
Feuilleton:	
Eine Freundschaft. Von M. Rüscher (Berlin).	127

Nach der Parteikonferenz.

1. Die organisatorische Lage.

Die Konferenz, die der sozialpatriotische Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie zur Stärkung seiner Position abhalten ließ, legt die politische und organisatorische Linie seiner Politik für die nächste Zukunft fest. Wie wenig neues Material sie auch zur Beleuchtung der Politik des 4. August liefert, so zeigt sie doch, wie er seine Linie durchzuführen gedenkt. Und eben weil die entschiedene Linke keine Absicht hat, sich von den Sozialpatrioten irgendwie beeinflussen zu lassen, hat sie alle Ursache, ihre Absichten zu verstecken zu suchen.

Auf organisatorischem Gebiete beweist die Parteikonferenz, daß der Parteivorstand einstweilen die Spaltung vermeiden will. Er hatte dank den äußeren Umständen, in denen die Konferenz tagte, dank dem Wahlmodus auf der Konferenz eine sichere Mehrheit. Trotzdem wagte er keine Resolution annehmen zu lassen, die die Arbeitsgemeinschaft außerhalb der Parteistellen würde. Er begnügte sich mit einer Resolution, die die Spaltung der Reichstagsfraktion verurteilt. Ja, er wagte keine Resolution einzubringen, die die Mitglieder der „Sonderorganisationen“ — wie z. B. der Gruppe „Internationale“, der „I. S. D.“ —, die Herausgeber der Flugblätter, die Propagandisten der Spaltung, außerhalb der Partei stellt. Er verdonnerte sie nur „moralisch“. Es wäre lächerlich, anzunehmen, daß Herr Ebert und seine Gefolgschaft, nachdem sie alle Grundsätze des Sozialismus mit Füßen getreten haben, auf einmal einen Heidenrespekt vor dem Parteistatut bekommen haben, der dem Parteitag allein solche Beschlüsse zu fassen erlaubt. Die Auffassung ist irrig, die der „Vorwärts“ ausspricht: „Der Verlauf der Reichstagskonferenz und das Verhalten der nominellen Mehrheit scheint uns Gewähr zu bieten, daß die Zeit der parteioffiziösen Verfehlung der Minderheit, der instanzmäßigen Verurteilungen endgültig vorüber ist, und daß dem Kampf der Geister und der Prinzipien freier Spielraum gegeben wird.“ Wer

das annimmt, der nimmt erstens an, daß die Sozialpatrioten von der Güte ihrer Sache so überzeugt sind, daß sie sich nur auf die Kraft ihrer Argumente verlassen werden, zweitens, daß sie gewillt sind, vom Ruder der Partei zurückzutreten, sich ihrem Urteil zu unterwerfen, falls die Mehrheit der Partei auf dem Parteitage sich gegen sie ausspricht.

Eine solche Annahme widerspricht allgemein bekannten Tatsachen, wie der sich aus ihnen ergebenden Einsicht in das Wesen der Politik des 4. August. Würden sich die Sozialpatrioten auf die Güte ihrer Sache verlassen, so wäre die Reichstagsfraktion heute nicht gespalten. Sie würden den Zentrumsleuten ruhig erlauben, ihren entgegengesetzten Standpunkt von der Reichstagstribüne herunter vorzubringen, was diese veranlassen würde, jeden scharfen Kampf gegen sie einzustellen. Aber die Sozialpatrioten gingen weiter: sie suchten die Minderheit mundtot zu machen. Das bezweckten sie auch durch die Maßregelung der Redakteure in Stuttgart und Duisburg. Wer aber annimmt, daß sie in der Zukunft bereit sind, sich einer sozialistischen Mehrheit der Partei zu unterwerfen, der hält sie für reine Geschäftspolitiker, denen es nur um ihre Stellungen geht.

Nun mag die Korruption in ihren Reihen noch so blühen, mögen sie noch so viele Stellenjäger in ihrem Troß zählen: man darf trotzdem nicht übersehen, daß sie die revolutionäre proletarische Politik für eine Verrücktheit, daß sie dagegen die reformistische Politik für richtig, notwendig halten, also den Versuch, sie dauernd auszusparen, mit der Spaltung der Partei beantworten müßten. Ja, wer das U und X ihrer Politik in dem ruhigen ungestörten Einheimen der Gehälter sieht, der darf umso weniger annehmen, daß sie sich jemals der Gefahr aussetzen werden, in die sie von der Verfolgung einer grundsätzlichen proletarischen Politik veretzt werden müßten.

Wenn dem so ist, wenn sie nicht gewillt sind, ihre Politik zu ändern, und auch nicht gewillt sind, auf Amt und Würden zu verzichten, falls sich die Mehrheit der Partei gegen sie erklärt, wie ist dann ihre Toleranz zu erklären? Sie ergibt sich aus der politischen Lage und den in ihr verborgenen Möglichkeiten. Sie haben auf der Konferenz — wie wir noch zeigen werden — eine rein sozialpatriotische Linie festgelegt, die im Gegensatz zu der sozialimperialistischen der Lensch und Quessel, nach der Ueberzeugung des Parteivorstandes, leichter die Massen verwirren, und in ihrem Bann festhalten kann. Das Zentrum der Partei ist dieser Linie gegenüber wehrlos,